

# Im Heidedorf.

Roman von A. von der Elbe.

(6. Fortsetzung.)

Allein all mein Beschönigen und mein Herausreden half mir wenig gegen den Gram. Ich hatte einen guten Mann, den ich zärtlich liebte, ein gesundes Kind und mein gutes Auskommen, es traf aber innerlich doch etwas an mir.

Es trieb und drängte mich und ließ mir keine Ruhe, und so schrieb ich noch einmal an meine Schwester, ich erzählte ihr von Dir, mein Kind, und wie ich mich nach dem Vater sehne. Auf den um den Umschlag schrieb ich meine Adresse und wartete nun wie ein Verurteilter, der Begnadigung hofft. Der Brief kam mit dem Postvermerk zurück: Annahme verweigert.

Das gab mir einen Stoß gerade ins Herz hinein, mir schien, als sei etwas in mir zerbrochen, und ich fühlte, daß ich von rasendem Heimweh gefoltert und umgetrieben werde. Hätte ich nur selbst hingetönt, aber ich traute mich nicht, Vater ist zu streng.

In dieser Zeit, etwa vor einem Jahr, als ich anfang trank zu werden, traf ich zufällig auf der Straße ein Mädchen aus meiner Heimat, sie dient hier, und wenn sie auch jünger ist als ich, und wir uns nur ein paar mal gesehen hatten, so erkannten wir uns doch gleich. Eine mußte mir von allem erzählen. Ich hörte nicht auf, sie auszufragen.

Mein Vater lebte noch, er mußte an die Siebziger sein, die gute Rite war bei ihm geblieben. Sie wohnten nun auf dem kleinen Hofe, und Irma mit den Jhrigen auf unserem Platz, der jetzt Weermannshof hieß. — Aber Irinas Mann war voriges Jahr gestorben; doch wußte sie sich zu helfen, da ihre Söhne gut einschlugen, die konnten nun schon in den Zwanzigern sein — dies und noch vieles andere, was sich in alle den Jahren bei uns begeben hatte, mußte eine mir erzählen.

Zuerst schien es mir, als würde mir besser, wie einem, der lange gedurftet und endlich getrunken hat, aber der Durst kam wieder, und da ich in meiner Aufregung vergessen hatte, eine zu fragen, bei welcher Herrschaft sie hier sei, und da ich mich auch nicht einmal auf ihren Vaternamen besinnen konnte, so war mein Bräutigam verflucht und verflucht. Ich habe sie manchmal, von Angst und Unruhe getrieben, strahauf und strahauf gesucht, da wo ich einmal mit ihr zusammengetroffen war, aber nie mehr gefunden.

Dann wurde ich krank und tränkter und konnte nicht ausgehen, und da dachte ich: schreibe alles auf für Marie, einen Brief von ihr, in dem meiner einfliegt, wird Vater annehmen, und über das Grab hinaus wird er seinem verstorbenen Kinde keinen Groll nachtragen.

Vielleicht kannst Du, meine liebe Tochter, es auch einmal möglich machen, nach Heidedorf zu reisen, und wenn Du hinkommst, mußst Du für Deine arme Mutter beim Großvater um Verzeihung bitten. Wenn er mir seinen Segen dann endlich noch gibt, so glaube ich, daß die ewige Seligkeit dadurch vollkommener wird.

Dir aber, meine Marie, wünsche ich ein ungetrübteres Glück, als es mir zu theil geworden ist. Du hoffe, ich habe Dich so ertragen, daß Du Dir zu helfen weißt; und daß Deine Thätigkeit Dir vor der Noth des Lebens schützt. Möchte der volle reiche Segen, den ich vor Gottes Thron für Dich erflehen will, Dir zu theil werden, möchte Deine Liebe einst ohne alle die Noth sein, die die meine über mich gebracht hat! Liebewohl, mein Kind, gedente treulich Deiner Mutter.

Dorette Liebreich, geborene Kruse. Tiefbewegt schaute Marie auf den geliebten Namen. Es schien, als umschwebte sie in der stillen Nachtstunde der Geist der theuren Verklärten. Sie entsann sich, wie oft sie ihre Mutter in Thränen gefunden, und wie sie sich bemüht habe, durch ihre kindlichen Liebslungen den unbekanntem Kummer zu verschleichen, welcher so schwer der guten Mutter Herz bedrückte.

Jetzt wußte sie, was die Arme gequält hatte. Das Vermächtniß und der Auftrag, den sie so verspätet empfangen, sollte ihr heilig sein. Möchte doch ihr Großvater auch jetzt noch leben, damit sie die Seele der Abgeschiedenen in der Weise entlasten konnte, wie sie es wünschte. An leiweglichen Bitten wollte sie es nicht fehlen lassen.

Aber was sollte sie nun thun? Am liebsten hätte sie gleich jetzt ihrer Mutter Brief an den Großvater abgeschickt, allein sie mußte doch dabei schreiben, und sie fühlte, daß sie zu verwirrt und benommen sei, um das in dieser Stunde zu können.

Da der Umschlag offen war, nahm sie auch den Brief ihrer Mutter an den Vater zur Hand und las die kindlich demüthigen Bitten der Ver-

storbenen um Verzeihung. Sie klagte sich darin an, keine Geduld und keinen Gehorsam bewiesen zu haben, und glaubte gewiß, daß ihre schwere Erkrankung und ihr früher Tod eine Strafe Gottes für ihr unkindliches Betragen sei. Sie schloß mit der Bitte, wenn ihre Tochter es einst ermöglichen sollte, nach Heidedorf zu reisen, sie gut aufzunehmen und dem unschuldigen Kinde der Mutter Unrecht nicht nachzutragen.

Marie raffte alle Papiere zusammen. Während ihrer sonderbaren Hochzeitsreise nach dem „Kaiserhof“ würde sie gewiß Zeit finden, das Verlangen der theuren Verklärten zu erfüllen, und den Brief an ihren Großvater mit einigen begleitenden Worten abzuschicken. Zu diesem Zweck wollte sie gleich die Papiere in den Handkoffer legen.

Eigentlich war allerdings ihrer Mutter Wunsch, daß sie selbst zum Großvater reisen sollte. Wie gern hätte sie das gethan! Sie begann die Möglichkeit zu erwägen, nahm ein zuhause auf dem Schreibtisch liegendes Heft Berliner Bahnpässe zur Hand, Welzen-Soltau. Wenn sie mit dem Mitagszuge abfuhr, konnte sie schon gegen Abend in Soltau sein, und von da in einer guten Stunde nach Heidedorf gehen. Das hing aber nun alles von Goldammer ab. Sie wollte versuchen, ihm später einmal die Einwilligung und das Reisegeßel abzuladen. Das war ihr ein angenehmer Gedanke.

Ihre arme Mutter war elend geworden, weil sie des Vaters Segen auf ihrem Lebenswege entbehrt hatte. Vielleicht ertrug sie das Schredniß ihrer Ehe später leichter, da sie sich sagen durfte, sie schließe diese Ehe, um dem Lebensabend ihres Vaters sorgenfrei zu gestalten. Der Gedanke sollte ihr helfen und sie über den Mangel an eigenem Glück hinwegtrösten.

Draußen war es stiller geworden, die kleine Wanduhr schlug eben zwei. Der Wind hatte sich aufgemacht und stieß gegen die Fenster. Das Glasdach auf dem Atelier klirrte laut. Das Licht der Lampe knisterte und qualmte und drohte zu verlöschen.

Freudlos erhob sich Marie. Sie nahm die Lampe, die mit üblem Geruch erstarb, und taktete sich in die Küche; hier zündete sie Licht an und ging in ihr Schlafzimmer.

Als die Vorbereitungen zu morgen ihr in die Augen fielen, erschauerte sie. Auf einem Stuhle stand der noch aufgeklappte Handkoffer, der sie auf ihrer wunderlichen Hochzeitsreise begleiten sollte. Derselbe enthielt etwas Wäsche und ein schlichtes Kleid, das sie sich aus einem noch guten einfachen Hauskleide ihrer Mutter zu rechtsgeschneidert hatte. Sie wollte nicht alles von ihrem Verlobten annehmen. Er hielt ihr zu oft seine Freigebigkeit vor und die Untoflen, die sie ihm machte. So hatte sie getrachtet, möglichst Vieles aus dem Nachlaß der Mutter und von ihren eigenen Sachen für sich neu herzurichten.

An einem Kleiderstod hing das Reisekleid und das von dunkelblauer Seide fürs Ständesamt, elegante Gewänder, die Goldammer ihr unter vielem Eigenlob geschenkt hatte. Unmüthig wandte sie ihren Blick davon ab.

Und nun kam ihr zum Bewußtsein, daß der 20. April, ihr Hochzeitsstag, ja schon angebrochen sei. Der Gedanke übermächtigte sie so sehr, daß sie vor ihrem Bette in die Kniee sank, die Seiten auf den Bettrand legend, und ihre Hände um den Kopf faltend in heftiges Schluchzen ausbrach. Ihr fiel ein, was Onkel Hans über das Gethsemane einer jeden Menschenseele, in jener schweren Stunde, als sie zuerst den Entschluß für ihr Opfer fassen sollte, gesagt hatte. Sie fühlte jetzt noch bestimmter als damals, wie recht er gehabt habe, und daß in dieser furchtbaren Nacht sich noch einmal ihre ganze Seele gegen das Geforderte empöre.

Wieder und wieder sagte sie sich, daß es nun kein Entinnen mehr gebe, und daß ihr einziges Heil in Ergebung und Pflichterfüllung zu suchen sei. Aber sie war noch zu jung, um leicht zur stillbildenden Fügung in das Unvermeidliche zu gelangen, gegen das sich etwas natürlich Berechtigtes in ihr immer wieder sträubte. Sie fühlte, daß die scharfe Gegenwehr nicht eher ein Ende finden werde, als bis sie unwiderstehlich an den Ungeliebten gebunden sei.

Unter bitteren Seelenqualen verlebte sie die noch übrigen Stunden der Nacht, die sie, angeleitet auf ihrem Bette liegend, zubrachte.

Beim ersten Morgenroth stand sie auf, um zum letzten Male ihre häuslichen Pflichten für Vater und Onkel zu erfüllen. Sie wollte doch das Haus, in dem sie so lange nach Kräften gewandelt hatte, in besser Ordnung

zurücklassen. Sie wußte auch, daß die Arbeit ihr wohlthue, und daß sie sich durch rege Geschäftigkeit am leichtesten über die Stunden hinweghelfe, die sie noch von der Erfüllung ihres Beschlusses trennten.

Onkel Hans war gestern wieder in seines Bruders Hause gewesen, wo es noch viel zu ordnen gebe, wie er es sagt; so konnte sie ihm nichts von dem Briefe der Mutter mittheilen, konnte ihr übervolles Herz nicht noch einmal entlasten. Daß sie den Vater nicht mit ihrer Noth beunruhigen dürfe, fühlte sie nur zu bestimmt.

## 9. Kapitel.

Schon früh am Morgen kam Goldammer herauf in Begleitung einer Gehilfin der Schneiderin, die im großen Karton das Brautkleid trug, und Jeanne Duvernier mit dem Kranz und Schleier.

Die Französin sah sehr bedrückt aus, seufzte viel und preßte manchmal verstohlen ihr Tuch an die Augen. Die ganze bräutliche Herrlichkeit wurde auf Marias Bett ausgebreitet, und Goldammer stand bewundernd davor. Nachdem er die Schneiderin mit einem Trinkgeld entlassen, sagte er: „Atlas prima, fünf Mark das Meter!“ Er strich glänzend über den aufgeschlagenen Saum. „Was? Habe ich doch höflich ins Zeug gelegt für mein süßes Herzchen? Nun thue mir aber die einigste Liebe, Schätzkin, und laß die Wehleidigkeit. — Hören Sie mal zu, Mademoiselle —“ und er begann der Duvernier an den Fingern heranzuhähen, was die Brautkleidlette koste — und dann noch das Büttel.

Alle Achtung! Man kann sie doch nicht nobler herausreißen?“ Marie stand daneben und biß sich auf die Lippen, um nicht laut aufzuschreien; endlich sagte sie gepreßt: „Ich glaube, es wird Zeit, daß ich mich — zum Ständesamt — anleide.“

„Ja, ja, nur kein Verdrödeln, wir sind Punkt zehn angemeldet. Sie acht, daß dein Vater auch fertig ist. Unser anderer Zeuge, mein Nachbar Ehrenberg, kommt präzis dreieiertel mit dem Wagen vorgefahren.“ Er taktete die Braut, küßte sie und eilte fort.

„Ich helfe dir beim Ankleiden, ma chère,“ sagte Jeanne. Sie hatte jetzt den Beschluß gefaßt, sich auf jeden Fall gut mit Marie zu stellen.

„Ich danke — ich werde schon allein fertig.“

„Aber nachher Brautkranz und Schleier, wer soll dir alles geschmackvoll aufstecken?“

„Wenn du denn meinst —“

Die Französin zudte die Achseln. „Wie gleichgültig du bist! Daß du noch immer nicht gelernt hast, dein Glück zu würdigen.“

„Vielleicht bin ich undantbar, aber ich kann nicht anders.“ Sie barg ihr Gesicht an der Schulter der Freundin, die sich großmüthig dazwischen gefunden hatte, den Mann, welchem ihre eigene Neigung gehörte, ihr zu gönnen. Jeanne's freundliche Hilfsbereitschaft beschämte Marie, und sie bat resümitiv die Freundin, bei ihr zu bleiben.

Nun wurde rasch ihre Toilette für das Ständesamt beendet.

„Wie gut dir das Spitzenhütchen steht, mon ange, ach, wenn er dich erst modern frisiert hat, wirst du ihm noch viel besser gefallen.“

Marie ging zu ihrem Vater, der ihr fertig entgegenkam: „Wir sind nun so weit, Papa — o, wie mein Herz klopf!“ Sie warf sich an des Vaters Brust, während ein paar große Thränen ihr über die Backen liefen und verstockenes Schluchzen ihren Körper erschütterte.

„Nur still, nur ganz ruhig, meine Tochter — er klopft dir den Rücken — ich will nachher gleich mal im Hotel vorkommen und sehen, ob der Blumenkranz der Hochzeitsstafel auch wohl gerathen ist, Goldammer hat mir das übertragen.“

„Versäume dich nur nicht, du weißt, wir fahren um zwölf zur Kirche.“

„Sei unbesorgt, ich bin zur rechten Zeit hier.“

Florian kam geprengt und rief: „Der Wagen ist da!“

„Marie schritt zur Treppe; ihr Vater tröstete den Tadel über sein Fortgehen ohne ihn: „Sei hübsch ruhig, mein wackerer Mann. Herrchen kommt bald wieder. Ganz artig, mein Liebling!“ Er schloß die Vorplattthür, hinter welcher der Hund trug und bellend zurückließ.

Sie flog mit dem Bräutigam zu Nachbar Ehrenberg, dem Optiker, in den Wagen.

Goldammer zog Marias Arm in den seinen und flüsterte ihr zu: „Wohlauf, Kleine, im Handumdrehen bist du jetzt meine Frau.“

Etwas wie Erfrischung und Lähmung bemächtigte sich des Mädchens. Nur die Zähne zusammengebissen, nur nichts Auffälliges thun, nur aushalten und durch! Wie in einem Nebel sah sie die Schranken mit der kleinen Thür, die sie von dem grünen Tische trennten, an dem der Ständesbeamte, ein älterer Herr mit einer großen Glatze, neben seinem Schreiber saß.

Bei den üblichen Fragen nach Namen, Alter, Beruf, die von Goldammer geläufig beantwortet wurden, stand Marie, vom Kopf bis zu den Füßen erzitternd, am Geländer. Sie klammerte sich mit beiden Händen an die Handläufe vor ihr, halt suchend wie eine Ertrinkende, und wußte nicht, mit welcher Verzweiflung im Blick sie geradeaus starrte. Hatte sie doch das Gefühl, als finkte sie ins Un-ergründliche hinab.

Nur unklar empfand sie, daß der würdige Beamte sie manchmal mitleidig ansah, während er eine kleine Rede hielt, in welcher die Worte: Liebe, Treue, bis der Tod euch scheidet — vorkamen. Sie glitt indes, ohne eine anständige oder feierliche Stimmung zu erzeugen, an den Ohren der Hörer vorbei, denen der Ort und die Form der Zeremonie kleinerer Eindrücke machte.

Jetzt aber fühlte die Braut, daß man ihr eine Feder in die Hand drückte und hörte, daß man sie zur Unterschrift aufforderte.

Wie von einem Blitzstrahl erschellt, erkannte sie plötzlich ihre Lage und die furchtbare Tragweite dieser wenigen Worte, die sie zu schreiben im Begriff stand. Nein, nein, sie konnte nicht! Schon meinte sie, mit einem lauten Aufschrei die Feder hinwerfen zu müssen, als sie, verweilungslos aufstehend, in das von trankhafter Blässe bedeckte Gesicht ihres Vaters sah, dessen Augen mit dem müden, erfolglosen Ausdruck, ihr noch nie so mutlos und leer erschienen waren.

„Nein — nein, unmöglich — — grausam, den armen hilflosen Mann in neue Sorgen zu stürzen! Sie durste nicht saubern, nicht verlangen, wo es jetzt galt, ihre Pflicht zu thun, sie mußte sich ihm zum Opfer bringen.“

Und mit einem schnellen Entschluß unterschrieb sie das Dokument, das sie zu Anatol Goldammers Gattin machte.

Allein nun war ihre Kraft erschöpft, die Feder von sich werfend, brach sie in einen Strom von Thränen aus.

Goldammer umfaßte sie und flüsterte ihr, während auch die Zeugen unterschrieben, allelei Trost- und Liebesworte zu, die wie das Brausen des Straßenlärms unklar und eindrucklos an ihrem Ohr vorüber-tauschten.

Endlich kam ihr die eigene Kraft zu Hilfe, und sie fand ihre Selbstbeherrschung wieder.

Als man in den Wagen stieg, sagte Nachbar Ehrenberg mit einem verschämigten Lächeln, er habe hier herum zu thun, wolle das jung vermählte Paar nicht stören und empfehle sich.

Liebreich meinte, es sei am besten, er gehe gleich von hier zum Hotel. Er werde rechtzeitig zur Kirchfahrt zu Hause sein.

So sah sich Marie mit ihrem Manne allein. Die belebten Straßen und manch neugieriger Blick, der sie im Vorüberfahren streifte, legten Goldammer einige Zurückhaltung auf, aber er nahm ihre Hand, streichelte und klopfte sie, blütelte sie verlobt an und fand sein Vergnügen daran, im Gespräch: kleine Frau — mein Weibchen oder Madame Goldammer zu sagen.

Marie vermochte sich in die Veränderung, die mit ihr vorgegangen sein sollte, nicht hineinzudenken. Diese Formalität schien ihr nicht bindend, heiligste keine Ehe. Bevor sie mit dem Manne an ihrer Seite nicht vor Gottes Altar gestanden und den Segen des Höchsten aus dem Munde des Geistlichen empfangen hatte, konnte sie sich nicht als Goldammers Frau ansehen. Ach, nur zu bald würde ja der Niesel vor die kleine Hinterthür geschoben sein, die ihrem Winden und Wehren noch offen lagen.

Endlich hielt der Wagen vor ihrem Hause in der Leipzigerstraße. Florian hatte sie erwartet und sprang aufjauchzend seiner jungen Mutter um den Hals.

Während Goldammer noch eine Rücksprache mit dem Kutsher hielt, ließ Marie rasch ins Haus, machte sich von dem jungen Freunde los und slog die Treppe hinauf. In ihr regte sich kein anderer Wunsch als der, den Zärtlichkeiten des Mannes, dem sie nun angehörte, so lange wie möglich auszuweichen. Unter dem Vorwande, sich zur Trauung umkleiden zu müssen, konnte sie sich in ihrem Zimmer einschließen.

Tief aufatmend kam sie oben an. Als sie den Flur betrat, eilte ihr Onkel Hans entgegen. Der sonst so bleiche Mann war stark geröthet, seine Augen funkelten, und die Hand, mit der er die des Mädchens hastig ergriff, fühlte sich feucht und kalt.

Marie ging das Herz auf, wie sie ihn aus Theilnahme für sie so erschütterte sah. Sie fiel ihm um den Hals, ihrem besten Freunde: „Ja, Onkel Hans, ich bin nun seine Frau, aber ich weiß nicht, wie ich es überleben soll.“

„Komm herein, Kind, komm —“ stammelte er und zog sie in sein Zimmer. Sie sank hier, von einem plötzlichen Gefühl ängstlicher Erwartung ergriffen, auf einen Stuhl und starrte den kleinen Mann an. Was mochte geschehen sein? Er blidte so verwirrt, wie sie ihn nie gesehen hatte, und er konnte ja kaum Worte finden, mit ihr zu sprechen.

Mühsam brach es endlich von seinen Lippen: „O gestern, wär's nur gestern gekommen — Marie, mein armes Kind, dann hätte ich dich gerettet.“

„Aber was — was ist's — was gibst's?“

Er stand vor ihr und mußte sich auf seinen Arbeitstisch stützen, so zitterte er. „Dente dir, Marie, ich bin reich, mein Bruder hat mir zwölfwau-send Mark vermacht, heute fanden wir das Kobitill in seinem Schreibtische und dabei einen Brief an mich aus seinen letzten Tagen. Er habe mich bei der Theilung unseres väterlichen Vermögens überfordert. Ich sei ja immer so geschäftsunfähig gewesen. Bei meiner guten Pflege habe ich sein Vermögen gequält. Die Seinen hätten doch genug. Wenn er besetzt werde, wolle er mir mein Recht geben, müsse er sterben, solle ich das Geld erben. Ich möge ihm verzeihen. — O, der gute Bruder!“

„Onkel Hans, Onkel Hans —“ jammerte Marie und hob die gefalteten Hände empor.

„Ja, mein armes Mädchen — armes Kind, ich könnte nun alles an Goldammer abzahlen, könnte für deinen Vater sorgen, wenn — wenn die Erbschaft gestern gekommen wäre. Es ist ein Unglück, ein Glend — es ist schrecklich!“ Er lief verzweiflungs-voll in dem kleinen Raum hin und her.

Marie fuhr auf. Sie stand wie erstarrt und war todtenblau, in ihren Nerven zudte es. Aus einem Wirbel von Gedanken tauchte ihr eine Hoffnung auf. Plötzlich sank sie in die Kniee und stredte die gerungenen Hände zu ihm empor.

„O Hans, Onkel Hans, wenn du mich liebst, so rette mich! Ich er-trage's nicht, ich sterbe daran.“

„Alles, was du willst, Kind, — alles —“

„Sich mir — ich muß fort — ich sitze — ich gehe ihm durch!“

„Aber wohin? Ich habe das Geld noch nicht.“

„Nachher — nachher! — Sag nur, ob du mir hilfst!“

„Alles, was du willst.“

Sie stürzte fort und in ihr Zimmer. Hier fuhr sie erschrocken zurück. Jeanne Duvernier stand im schönsten Hochzeitsputz an dem Bettposten gelehnt, mit dem Taschnetze vor den Augen.

„Jeanne, Sie sind hier?“

„Ja, Kind, ich wollte dir doch helfen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Freiheitskämpfer Karl Blind.

Mit Karl Blind, der in London plötzlich einem Herzschlag erlag, ist einer der ältesten deutschen Freiheitskämpfer dahingegangen. Die Sache, für die er einst mit jugendlicher Begeisterung Gut und Blut und seine beste Kraft einsetzte, ist damals unterlegen, aber die Ideale, die ihn und seine gleichstrebenden Mitstreiter und Genossen erfüllten, Deutschlands Freiheit und Einheit haben sich, wenn auch in veränderter Form, zu einem erheblichen Theil doch durchgesetzt u. verwirklicht, gewiß nicht zuletzt auch zur Genugthuung des nun Dahingegangenen.

Karl Blind, der am 4. September 1826 in Mannheim geboren, betheiligte sich schon auf der Universität Heidelberg auf's eifrigste an der demokratischen Agitation und knüpfte damals die Verbindung mit Heder und Strube, den Führern der späteren revolutionären Bewegung. Einige Preßpro-gesse, die er schon hier zu bestehen hatte, endeten mit seiner Freisprechung. Im Herbst 1847 wurde er mit seiner späteren Gattin (geb. Ettlinger) verhaftet und mehrere Monate in Untersuchungshaft gehalten. Beide sollten für die Verbreitung der damals Aufsehen erregenden Heinschen Broschüre „Deutscher Hunger und deutsche Fürsten“ gewirkt und sich dadurch einer Beleidigung König Ludwigs I. von Bayern schuldig gemacht haben. In-bessen wurde das Verfahren später eingestellt.

Der Ausbruch der Bewegung des Jahres 1848 fand Blind in der vor-dersten Reihe der Freiheitskämpfer. In Karlsruhe, Frankfurt, Mannheim und anderen Städten trat er bei den Wahlen zum Vorparlament als Redner auf, um zur Bildung eines Grefen-tauschusses und eines Volksheres aufzufordern. Als dann Heder im Mai 1848 in Baden die Fahne des Aufstandes erhob, trat Blind ebenfalls in die Reihen der Freischärer und kämpfte tapfer mit der kleinen Schar, die schließlich von der Uebermacht über den Rhein nach dem Elsaß gedrängt wurde. In Strahburg trat er an die Spitze des Flüchtlingsauschusses, der sich dort organisierte, wurde aber auf Befehl Cavaignacs, der damals, mit bittatorischen Vollmachten be-trieben, an der Spitze der französischen Republik stand, verhaftet, in Ketten gelegt und an die Schweizer Grenze gebracht, wo er seine Freiheit wieder-erhielt. Die milde Praxis, die das da-malige bairische Ministerium Bekt-Brunner der demokratischen Agitation

gegenüber zur Anwendung brachte, ermöglichte es den Führern der repu-blikanischen Partei, Blind und Strube, im September von neuem den Auf-stand zu organisieren. Da jedoch das Militär damals noch nicht von der re-volutionären Ideen ergriffen war, wurde die Bewegung rasch unterdrückt. Am 24. September wurden die Auf-ständischen bei Staufen zerstreut, Strube und Blind gefangen genom-men und nach Rastatt gebracht. Wie durch ein Wunder entgingen damals beide der standrechtlichen Erschießung; von den juristischen Beistandern wurde vor dem Kreisgericht, vor das sie ge-stellt wurden, ein Formfehler geltend gemacht, der ihnen das Leben rettete.

Blind wurde nur acht Monate in der Rastatter in Rastatt in harter Gefangenschaft gehalten, zu Anfang Mai 1849 wurde er mit seinem Freun-de Strube vor die Geschworenen in Freiburg gestellt und gleich diesem zu acht Jahren Einzelhaft verurtheilt. Er hatte diese Strafe noch nicht angete-nen, als der Ausbruch des Rastatter Soldatenaufstandes im Mai 1849 ihm Freiheit und Einfluß wiedergab. Am 13. Mai wurde in Offenburg von einer großen Volksversammlung ein Landesausschuß als eine Art provisori-scher Regierung eingesetzt, an dessen Spitze der radikale Rechtsanwaltpres-tano von Mannheim trat. Großherzog Leopold verließ bei Nacht und Nebel seine Hauptstadt. Vom Landesausschuß als diplomatischer Bevollmäch-tigter nach Paris gesandt, wurde Blind wegen angeblicher Theilnahme an Lebru-Rollins Putsch am 13. Juni 1849 im Widerspruch mit den sonsti-gen völkerrrechtlichen Gepflogenheiten verhaftet und zwei Monate lang fest-gehalten. Nur mit Mühe entging er der Auslieferung an Baden, wo die preußischen Truppen unter dem Prinzen von Preußen (nachmaligem Kaiser Wilhelm I.) inzwischen den Auf-stand niedergelassen hatten. Doch wurde er vom Präsidenten Louis Na-poleon für immer aus Frankreich aus-gewiesen.

Nach seiner Freilassung begab sich Blind zunächst nach London, dann nach Brüssel, wo er seine Familie wie-derfand und wo er lebendigen Aufen-talt zu nehmen beabsichtigte. Da er sich jedoch auch in Belgien politisch be-rühmt sah, so verlegte er 1852 seinen Wohnsitz nach London. Hier hat er seitdem ununterbrochen gelebt und mit allen Leitern der republikanischen Bewegung in Europa, Mazzini, Garibaldi, Kossuth, Herzen, Louis Blanc und vielen anderen freundschaftliche und für die Zeitgeschichte in mancher Hinsicht folgenreiche Beziehungen unterhalten.

Unter den im Auslande lebenden Deutschen, namentlich soweit sie aus politischen Gründen ihrem Vaterlande den Rücken gelehrt haben, hatte Blind von jeher eine besondere und fast ein-zigartige Stellung eingenommen. In-nerlich und äußerlich — er hatte z. B. die englische Staatsangehörigkeit nie erworben — war er Deutscher geblie-ben; mit allen Fasern seines Wesens wurzelte er in seiner Heimat. Bei der Unerschütterlichkeit seiner demokrati-schen Ueberzeugungen, denen er zeit-lebens unverwundlich die Treue gehalten hat, hat er doch auch seine patriotische und nationale Gefinnung niemals verleugnet. Bei allen Krisen, die Deutsch-lands Entwicklung seit mehr als 40 Jahren zu bestehen hatte, in der schles-wig-holsteinischen Frage, bei den Ere-ignissen von 1866, vor allem während des deutsch-französischen Krieges von 1870—71, hat er nie in seiner Hal-tung geschwankt, ist er nie, auch nur einen Augenblick, in seinem nationalem Empfinden irre geworden. Wo immer es galt, für Deutschlands Größe und Ehre eine Lange zu brechen, war Karl Blind gewiß einer der ersten auf dem Platze. Mehr als einmal hat er in seinem Adoptivvaterlande, publizistisch oder auf andere Weise, Deutschlands Sache erfolgreich vertreten und dem Deutschthum auf diese Weise vielleicht mehr genügt, als ihm in der Heimat selbst möglich gewesen wäre. Aber nicht bloß als edlen und einflussvollen Pa-trioten, sondern auch als tapferem Vor-kämpfer und Förderer aller humanen Bestrebungen, als unverwundlichem Gegen-er aller Niedrigen und Gemeinen hat sich der alte demokratische Kämpfer be-währt.

In den fünfzig Jahren seines Lon-doner Aufenthalts hat Blind eine publizistische und sonstige schriftsteller-sche Thätigkeit entfaltet, von deren Um-fang hier kaum andeutungsweise eine Vorstellung gegeben werden kann. Zahllos sind die längeren oder kürze-ren Artikel und Abhandlungen, die er in deutschen, englischen, amerikanischen und italienischen Zeitschriften und Ta-gesblättern über die verschiedensten Fragen der Politik und der Zeitge-schichte, nicht minder aber auch über ältere Geschichte und Literatur, über Sprachkunde, vergleichende Mytho-logie, klassisches und germanisches Alterthum veröffentlicht hat, und die, wenn sie auch manchmal stark von der zeitwissenschaftlichen Schablone ab-weichen, darum nicht minder anregend und belehrend gewirkt haben.

Einkaufende Dame: „Ich möchte Ihnen erklären, wie meine Schuhe beschaffen sein müssen!“ — Schuhhändler: „Oh, ich weiß schon, innen groß und außen klein.“